

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1927

75 (30.3.1927) Die Mußestunde

des gefährlichen Gebietes hieß, sei schon ein Zeichen des langsam anbreitenden...

Ein Haus in 4 1/2 Tagen. In England wurde kürzlich für einen Hausneubau ein Betonstahl-Verfahren erprobt...

Bücherschau

Sämtliche hier verzeichneten Bücher sind durch die Volksbuchhandlung...

Electro-Kalender 1927. 64 Blatt auf Kunstdruck, 3 T. mehrfarbig. Preis 3 RM. Brandtsche Verlagsbuchhandlung...

Noda Noda, Gift und Galle (No-No-Gi-Ga). Kart. 3 M. in Ganzleinen gebunden 4 M. Eugen Sponagel-Verlag...

Schriftleiter: Hermann Winter. Verlagsdruckerei Volksfreund G. m. b. H. Karlsruhe, Lufsenstraße 24.

los und lächelnder Güte voll, modern und doch von bleibender Bedeutung.

Märzheft der „Koralle“. In die weite Welt hinaus führt alle Freunde von Natur und Technik...

Rätsellecke

Rätsellecke grid with letters: nch, lau, er, o, spe, mit, fgen, te, ten, es, es, glau, fnd, fnd, mlan, boch, men, res, daß, de, te, fnd, ten, fll, glau, beim, du, wah, pflich, er

Rästel

Dem Kapitän gehört es an: Doch niemals hat's der Steuermann, Der Vollmatrose, Mat. — Der Leichtmatrose nennt es sein. Der Schiffszug? Ja. Der Bootsmann? Nein. Nun, lieber Leser, rat!

Rästel-Auflösungen der Nummer der letzten Woche

Widerrästel. Verzlich haßen, mündlich lieben, ist der Menschen meistes Leben. Wechselrästel. Alm, Elm, Im, Oim, Uim. Richtige Lösungen fanden ein: Adolf Weiser, Julius Grimmer, Frau Anna Schildhorn, Erna Pellian, Karlsruhe. Nachtrag der Lösungen der Nummer der letzten Woche: Karl Angerer.

Witz und Humor

Verständiana. „Geben Sie einem armen Blinden eine Mark.“ „Sie sehen ja auf dem rechten Auge.“ „Also geben Sie 50 Pfennig!“ („Kaiser“, Stockholm). Einheitspreis. „Ich sah gerade, wie sie meine liebe Schwester küßten.“ „Hier hast du 50 Pfennig, mein Junge.“ „Hier sind 20 zurück; ich nehme immer nur 30 — von allen.“ („Tits-Bits“). Fünfzehnjährig. Paul (im Kino): „Kiel mal in die Loge, da sitzt Willi, — wat der sich inbitt mit seine eene Braut!“ Wann ist Frühling? Frühling is, wenn die Blumen sprichen. — „Quatsch, Frühling is, wenn Mama Papas Kontorläulein rauschmeißt.“ Wunder des Werdens. An einem Körbchen mit jungen Kätschen und ihrer Mutter erklärt ein Zehnjähriger seinem jüneren Kameraden mit Ueberlegenheit: „Die kleinen Kätschen sind aus der großen Kasse herausgekommen!“ — Da ruft der Vierjährige höchst erstaunt: „Was?! Mäule, die frist sie, und Kätschen kommen heraus?!“ Die liebe Orthographie. Paulchen soll der Großmama, die sich zum Besuch anmeldet, einen Willkommenarus schicken. Der Kleine schrieb: „Liebe Großmama, ich freue mich schon sehr auf dich, der Papa sagt immer, ich sebe dir Unachueier ähnlich, Viele Grüße. Dein Paul!“

Die Ruhezstunde Zur Unterhaltung und Belehrung

13. Woche

Karlsruhe, den 30. März

1927

Erste Knospen

Erste Knospen regen sich An winterlichen Zweigen, Still in Frost und Nebelhauch In dem trüben Schweigen.

Geh im Dämmerrauh vorbei Und seh' die Knospen schwellen — Zählstas fast mich Sehnstuch an Nach dem Lens, dem hellen.

Wie ihr in Verborgtheit Euch mutig ringt ins Leben — Unterland sollt ihr mir sein: Sollt mir Hoffnung geben!

Hedda Wagner.

Frühlingsanfang

René Schidole

und es regnete wieder in Strömen. Unter Haus war eine Arche, das Wasser strömte Tag und Nacht über den Garten. Rumpfhafter aus der Stadt, die bis in unsern Wald...

Eines Morgens — es war der Morgen eines Märstages — erwachte ich von einer seltsamen Liebfözung: einer dufenden Brise, wie sie im Mitteländischen Meer pöflich von Afrika herüberweht...

Ich sprang aus dem Bett und stieß die Fensterläden auf. Da sah ich so, mächtig, als hätte ich es not nie gesehen, da sah ich zum erstenmal einen blauen Morgen, den Sohn des Himmels, mit der grünen, blühenden Erde vermählt!

Seitdem ist es Frühling. Blühende Weidenhänge, Schlüsselblume, Anemone. Im Wald gibt der Specht Signale auf seiner kleinen Holztrommel. Die auten. Das es Ernst sei! Daß man diesmal auf den Frühling bauen könne! Und hört nur, da antwortet der Himmel mit dem ersten Gewitter, seinem Ehrenwort, daß der Winter zu Ende. (Mit beson-

derer Erlaubnis des Kurt Wolff-Verlags, München, dem Romanwerk „Ein Erbe am Rhein“, von René Schidole, entnommen.)

Zu Johannes Brahms 50. Todestag

3. April 1927

Die musikalische Welt begeht dieses Jahr in kurzem Abstand das Gedächtnis zweier der Größten aus dem Reiche der Tonkunst; am unlängst verstorbenen 26. März, dem 100. Todestag Beethovens und nun heute das vor 30 Jahren erfolgte Ableben Johannes Brahms. Man könnte sich verucht fühlen; diese Nachbarschaft der Daten ein Sammel zu nennen, ein Symbol der Parallelen in diesen entscheidenden Jagen ihrer Kunstschaffung und Produktionsweise. Auch die Meinung Bülowens, jenes berufensten Interpreten aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, dieser beiden Meister, der, indem er das Wort von den drei großen B's prägte (Bach, Beethoven, Brahms) und damit das Empfinden seiner Epoche aussprach, scheint uns diesen Symbolismus zu bestätigen.

Der weitere Verlauf der Musik resp. des musikalischen Hörens hat jedoch gezeigt, daß die trennenden Jage zwischen den künstlerischen Persönlichkeiten Beethovens und Brahms größer, daß die psychologischen Divergenzen, die Verschiedenheiten der diese bedingenden Art der Einstellung zum Leben, als ethischen Phänomenen, beträchtlicher sind, als überkommene, autoritätsläubige Form des Urteils uns erscheinen lassen mag.

Bei der Untersuchung dieses Sachverhalts erweitert sich die Maxime Rubinssteins, nach welcher die artistische Entwicklung eines Volkes der politischen parallel geht, mit ihr loszulassen in dem Verhältnis der Wechselwirkung steht, als äußerst fruchtbar. Wir leben da, daß die Brahmsche Produktion in die Zeit nach 1848 fällt. Diese Epoche bedeutet im Vergleich zu der Beethovens, mit ihrem Hauptereignis der großen Revolution, ohne Zweifel eine solche, reaktionärer Einschränkung der Freiheit individueller, geistiger Entfaltung. Das Deutschland Weimars trat wieder einmal zurück hinter das Deutschland Potsdams. Was sich dieser Wendung nicht anschließen konnte oder wollte, mußte entweder im Ausland leben (wie seit 1849 Karl Marx), oder griff instinktu zu dem Mittel einer Erbschaftsübernahme. Darunter ist das Freiwerden produktiver Triebkräfte auf anderen, als ihren ursprünglichen Gebieten zu verstehen. (Beispiele im Leben des Individuums liefert die Psychoanalyse.) Die Kunst wurde in diesem Fall entweder jumbolisch-nationalistisch (Wagner mit seinen Nibelungen). Man versteht nun, daß Schopenhauers Hauptwerk, das schon 1818 erschienen war, seine größte Wirkung erst in dieser Epoche, politischen Auffregens und gleichzeitigen kulturellen Niederganges haben konnte. Man begreift auch die Zeitströmung des Pessimismus, der schwärmerisch-mystischen Wagnererei, mit ihrem in Tristan und Parsival kulminierenden Asketenideal, als Reaktion der defizienten Geistigkeit auf die fabelträufelnde Gewaltpolitik der damaligen Zeit. Nur ein Einziger, wenn man von den Führern und Vertretern des politischen Freiheitsideals, wie Lassalle, Liebknecht, Bebel usw. absteht, reagierte im positiven Sinne auf die damaligen Zustände, nämlich Nietzsche. Dieser war es denn auch, der den viel mißverstandenen Anspruch von „Brahms Melancholie des Unermögens“ tat. Es ist ohne weiteres klar und für jeden der die Kriterien der Nietzsche'schen Umwertungslehre kennt selbstverständlich, daß Nietzsche hier Brahms nicht etwa den Vorwurf der Unproduktivität machen will, sondern nur die Absicht hat, damit die Einstellung von Brahms Weltanschauung und seiner daraus resultierenden Kunstschaffung zu charakterisieren. Ich erinnere hier an die treffliche Parallele zwischen Wagner und Bizet in Nietzsche's „Der Fall Wagner“. Derselbe hat in diesem Falle einen eminent scharfen Blick für die Zusammenhänge zwischen politischen und kulturellen Tat-

toren erwiesen. Was er in seiner „Götterdämmerung“ aus- sprach, und was damals als unerhörtes Paradoxon angesehen wurde, ist heute im Begriff, sich nach und nach zur allgemeinen Form des Urteils umzubilden. Dadurch beginnt die künstlerische Wertung Brahms eine durchgreifende Wenderung zu erfahren. Die Perspektiven haben sich durch den zeitlichen Abstand bedeutend vergrößert. Die Diskanz zu Beethoven ist größer, die Kluft zwischen diesem Epochen im Bereiche unleser- lichen, die mit Willkom, Brahms Erste als die achte Sinfonie Beethovens bezeichnete.

Die damals unüberbrückbar erscheinenden Gegensätze zwischen Brahms und seinen künstlerischen Zeitgenossen sind uns heute so gut wie bedeutungslos geworden. Heute heißt es nicht mehr Brahms oder Wagner, Brahms oder Liszt, Brahms oder Bruckner, sondern nur noch Brahms und Wagner und Liszt und Bruckner. Wie die Entwicklung modernen Hörens gezeigt hat, daß Liszt höher zu werten ist als Wagner, so führte sie uns auch andererseits zu dem Resultat, daß Brahms nur einen Teil des Beethovenischen Erbes, diesen allerdings durchaus in eigener Weise verarbeitete hat. Es sind einerseits der rhapsodische Glanz, andererseits die entloosungsvolle Konnotation die Brahms von Beethoven übernommen und in seiner Weise ausgearbeitet hat. Den Nischenraum, der das Abagio der Kammerklavierkonzerte durchzieht, besitzt Brahms nicht. Er bringt dafür das träumerische oder bukolische Andante. Beethovens stimmungsvolle Kraft ist urwüchsige Natur, diejenige Brahms' nährt sich aus der reflektierenden Kraft der Form und ist oftmals gebrochen durch die Fesseln der Symphonie. Daher ist ihm die unmittelbar durchdringende Wirkung mancher Beethovenischen Scherz nur selten gegeben; sein Scherz bewegt sich mehr in der unheimlich spukhaften Weise, die denn Wagner er später zur Vollendung gebracht hat. Beethoven war ein Anfang und Höhepunkt, den Abstieg kannte er nicht er bleibt ein junger Revolutionär bis in seine letzten Werte hinein. Brahms ist trotz aller Originalität konservativ, ein Bewahrer des klassischen Erbes, das er mit einer manchmal etwas müden, aber doch sehr bewußten Bescheidenheit in sich aufnimmt. Da hören wir die feierlichsanftmütigen Mittelstücken, die in seinen langatmigen Sinfonien, in seinen vorwiegend kirchlichen Charakteren, wie in seiner vielen Sinfonie über seinem zweiten Klavierkonzert, Sinfonie Nr. 2, in seinen Variationen über ein Thema dieses Meisters, Waschs Musik in seinem letzten Werk, den kleinen Orgelstücken. Keinesfalls aber kann Brahms ein Epochenrevolutionär genannt werden, vielmehr ist es gerade ein Spezifikum seiner imponierenden Produktivität, daß er im Grunde war, die Einflüsse der gesamten klassischen Vergangenheit zu einer neuen Einheit zu verschmelzen, allerdings mit der, durch seinen niederdeutschen Tonus bedingten Einseitigkeit. So bleibt er trotz religiöser Indifferenz ein niederdeutscher Protestant, während Beethoven ganz im Bannkreis des Goetheischen Pantheismus steht. Beethoven bleibt zeitweilig das Gefühlskind der großen Revolution, welches entzweit Napoleons Kaiserkrönung verurteilt, Brahms fühlt sich durch ein, an napoleonischen Maßstab gemessen, wesentlich minderwertiges Ereignis, wie den deutsch-französischen Krieg 1870, zu seinem Triumphlied begeistert. Beethoven war ein Ereignis von europäischer, Brahms ein solches von deutscher Geltung.

Brahms und die Gegenwart. Ist ein Vergleich Brahms mit Beethoven verhältnismäßig nabelingend, so wird ein solcher fast unmöglich, wenn wir die total veränderte Art der Kunstübung mit derjenigen Brahms in Beziehung setzen wollen. Wer kann kurz und erschöpfend den positiven Bestand der Moderne rekonstruieren, wer kann ohne die Unmöglichkeit des subjektiven Empfindens dem historisch festliegenden Bild ein solches aus jüngerer Zeit gegenüberstellen. Vielleicht ein Phänomen, wie Ostas Vie. Im übrigen leben wir den Dingen noch viel zu nahe, um die Wagner, Meyer, Albert, Strauss einerseits, mit den Strawinskis, Hindemiths, Krenek, Schönbergs andererseits um nur einige der Bedeutendsten zu nennen, überhaupt noch mit einem Blick übersehen, auf einmal im Gesichtsfeld haben zu können. Wer die letzten Jahre tatsächlich nachzuempfinden vermögen, für den würde Brahms nicht viel mehr zu bedeuten haben, als eine Art ehrwürdiger Basil. Es ist aber ziemlich sicher, daß heute noch kein Mensch die Prädikate der Kontinuität anders aufzufassen im Stande ist, als in absolutem Kontrast lebend zu stehen. Wenn man sich als ein solches Stadium des Experiments herausgetretenen Kontinuität prüfen können. Damit wird dann aber auch die Kunst unseres Tonwerts unverständlich geworden sein, wie es uns heute die Anfänge der Mehrstimmigkeit schon sind. Bis dahin hat es

aber noch auf Wege. Brahms wird uns noch lange als einer der reichsten und interessantesten Ausläufer des Beethovenischen Klassizismus erscheinen. Seine Kammermusik, seine Violinkonzerte, seine Klavier- und Orchesterwerke werden noch lange einen Bestandteil unserer Konzertprogramme bilden. Es wäre möglich, daß man sich seiner noch mit Dankbarkeit erinnert, wenn die poligonale Experimentatorik unserer Tage schon längst der Vergessenheit anheimgefallen sein werden. H. B. u. d. S. Baden.

Nur ein kleines Mißverständnis

(Nach einer Idee Artadi Avertschentos) Von Werner Peter Larsen

Ich gehöre nicht zu den Körglern, nein, gewiß nicht — ich meine zu dieser bedauernden Wertung, von einem extra Spezialteil verfolgten Sorte Menschen, die an allem und jedem etwas zu bemängeln und bemängeln können; desungeachtet aber bin ich gewiß, daß ein jeder, der im Leben gereift und dabei über Schutzens Hof hinausgekommen ist, mit schmerzhaftem Aufstöhnen und lästigen Worten unter Menschen zu leben, deren Sprache uns ein Dieratsloberzeug mit sieben Siegeln ist, — wie man sich ein Verbrechen davon zu fangen! — denn der Mißverständnisse und Verwechslungen, die nicht ausbleiben können, ist Legion, und man kann eigentlich noch von Glück sagen, wenn sich zum Schluß alles einigermassen in Frieden und Wohlgefallen auflöst.

In diesem Zusammenhang fällt mir ein: Während meines ersten Berliner Aufenthaltes, als ich kein Sterbenswörtchen Deutsch verstand und auch sonst völlig fremd war, war ich durch Zufall in eine Art Pension geraten, deren Betrieb sich, wie mir schien, über drei Stadtwerte ausdehnte. In den ersten Tagen eines alles nach Mühsal, zumal ich mich um keinen Menschen kümmerte und völlig zurückgezogen lebte. Als und zu wollte es mir zwar scheinen, als sei das dauernde Kommen und Gehen, Köpfen und Wispern, die ganze Nacht hindurch bis zum Morgenstunden, wie ich sie sonst gewohnt war, nicht ganz in Einklang zu bringen, aber — was wußte ich schließlich vor den Berliner Gewohnheiten und vor allem von dem berühmten Nachsehen, dessen sinnbetreffend-n Geheimnisse zu uns in unserer dummen russischen Provinz natürlich nie gedrungen waren!

Mit diesen Erwägungen trostete ich mich über die Anarise auf meine Nachtruhe hinweg, bis sich nach einigen Tagen ein Vorfall ereignete, der dem ganzen bisherigen Droll mit einem Ruck ein völlig anderes Aussehen gab.

Als ich eines Nachmittags die Treppe hinunterstieg, und gerade im Begriff war, den Treppenaufstieg im ersten Stock zu verlassen, öffnete sich dort geräuschlos die nur leicht angelehnte Tür, und in ihrem Rahmen erschien ein zwar nur feißigbeideetes, sonst aber durchaus nicht unansehnliches weibliches Wesen, das mich verführerisch anblickte, sich ohne zeitraubende Einleitungen in meinen Arm schlangte und gleichfalls alle Miene machte, mich am Rockärmel in den hinter ihr dunkelnden Flur hineinzuziehen.

Im ersten Augenblick war ich von diesem unerwarteten Ueberfall so verblüfft, daß ich auch denn nichts zu sagen vermocht hätte, wenn meine Sprachkenntnisse es erlaubt hätten. Bald aber hatte ich die Kosina wieder gewonnen und war, trotz meiner sonst spärlichen Bekanntschaft beinahe schon im Begriff, einen Schritt in der Richtung des dunklen Flurs zu machen, als ich im letzten Moment doch noch rückte — — — Halt, stillstehen!

Da war es nun also, eines dieser geheimnisvollen, verlockenden Abenteuer der großen Welt, das ich mit im tödlichen Stummstum der russischen Kleinstadt zu unangenehmen Malen als Fate Morgana vor die dürstenden Sinne gesaugert, — da stand es nun und wachte mich beherrlich, schon fast ein wenig unbeduldig, am Kermel, — was würde ich eigentlich noch? Nun, ich will es ganz offen sagen: Ich bin durchaus kein Feinsinn, wirklich nicht, und ich fürchtete auch keineswegs etwas für mich, sondern einzig und allein für dieses arme, vertrauensselige, offenbar noch reichlich weitreifende Geschöpf da vor mir, als ich mir historisch die Frage vorlegte: Doch was denn weiter? ..? Was nun, wenn man uns womöglich in Florenz erwische und sie, bevor noch die Sonne wieder am Himmel aufging, in einem solchen Sad bereits drinnen am schmerzlichen Gründe der Sree herumlaue, wo weder Mond noch Sterne hinflehen? Hatte der Kollege Pierre Lofi nicht mehrfach dergleichen unangenehme Geschichten vom Bosphorus berichten müssen? Oh, hm ..

Durch diese Erwägungen einigermaßen erheitert, machte ich mit langsamem Anmarsch meinen Rockärmel frei, winkte der häßlich bitter enttäuschten Verführerin nach einem lästigen Gruß

zu und eilte Hals über Kopf die Stufen hinab, um gerade noch zu hören, wie zwei hämmende Burtschen, denen ich soeben begegnet war, Freunde des Hauses anscheinend, meine junge Dame auf der Treppe bereits bei ihrem Vornamen und mit großem Hallo begrüßten.

Einige Tage darauf mußte mir, während ich beaglich mit einem Landsknecht besprachen sah, der Eitelkeitsstempel — auch bei Männern gibt es das! — ins Gesicht springen, der mich umdickte und zwackte und mir seine Ruhe kich, ehe ich nicht die ganze Geschichte von Anfang bis zu Ende zum Besten gegeben hatte.

Ich habe schon alle möglichen Menschen gesehen hören. Und ich sage selbst oft und, wie glaubhaft versichert wird, nicht einmal gerade Lüge. Aber das, was ich hier zu hören bekam, bevor ich eigentlich mit dem Bericht fertig war, das war schon kein Lachen mehr, das war auch kein Gebrüll, sondern bestenfalls etwas wie das Gewieher eines Rindels von tollgewordenen Hengsten.

„Ich weiß gar nicht, was da zu sagen ist,“ sagte ich achselzuckend. „Es ist doch ganz bekannt, daß gewisse Männer bei den Frauen eben mehr, andere aber weniger Erlösa haben. Deshalb braucht man doch nicht —“

„Wissen Sie denn überhaupt, was es mit jenem Quartier auf sich hat?“ fragte einer meiner Landsleute, als er sich endlich ein wenig beruhigt hatte.

„Und er reiste sich zu mir hinüber und flüsterte mir ein Wort ins Ohr, das mich — als sittlichen Mänschen, der ich nun einmal bin, — bis zu den Haarmurzeln erlöten machte.“

„Unmöglich! ..“ rief ich entsetzt. „Ich wohne doch schon seit einer vollen Woche da ..“

„Ja, ja, und Sie leben immer noch! In einer Stadt, wie Berlin, kann einem Fremden so etwas leicht passieren.“ „Nein, aber das ist ja nachgerade unerhör! Wie wieder sehe ich meinen Fuß über die Schwelle! Wie? Und mir kein Sterbenswörtchen zu sagen, als ich das Zimmer mietete? Na, mit der Wirtin werde ich einmal Traktat reden!“

Wütendbrannt stürzte ich aus dem Lokal hinaus und in der Richtung meiner Wohnung davon, aber an der nächsten Straßenecke schon stießen meine Schritte, denn mir war erst jetzt eingefallen: wie in aller Welt sollte ich mich denn überhaupt mit diesem Scherz von Wirtin auseinandersetzen? Sie sprach kein Wort Russisch und ich kein Wort Deutsch; nirgendes war da eine Hilfe der Verständigung. Dennoch aber mußte es doch einen Ausweg geben! Und, siehe da, während ich noch zimmig alle möglichen Kombinationen erwas und im selben Augenblick auch schon verwarf, fiel mein Blick plötzlich zufällig auf das alte Hütelweibchen, das einige Häuser von meiner Wohnung entfernt Streichhölzer und Zigaretten selbst und, wie ich feststellte hatte, einige Broden Russisch redendste — genau immerhin, um sich zur Not mit ihr verständigen zu können.

„Nein, Großmutter,“ sagte ich, „Zigaretten brauche ich nicht; aber wenn Sie mal mit mir mitkommen wollten, — gleich hier nebenan — und meiner Wirtin das auf Deutsch erklären, was ich Ihnen auf Russisch sage, dann sollen Sie von mir recht ein Zwaimarkstück haben!“

Dieser Vorstoß schien der Alten über alle Maßen zu imponieren; also machten wir uns loslich auf dem Weg.

Auf mein Klingelzeichen öffnete zufällig die Wirtin selber. Kaum jedoch war sie unter recht ansichtig geworden, als sie uns mit einem denartigen Vorstoß, Geleis und Gebrüll überhäufte, als solle an diesem Nachmittage noch die ganze Mark Brandenburg des gleichen Geschickes teilhaftig werden.

„Wein Gott — warum brüllt sie denn so häßlich?“ fragte ich meine Bealbeiterin, die unter der Einwirkung des Brüllens selbstenerweise förmlich aufzubringen schien und sogar lotet an dem armenfellen, verbliebenen Haardutt herumfingerte, den sie an ihre Glase anspiecht tra.

„Sie fauen ..“ sie nicht erlauben kann, Damen auf Zimmer bringen. Sie sagen das sehr, sehr unanständig, aber ihr Haus gutes, solides Haus, wo man kann nicht mit Damen —“

„Ja, zum Teufel was für Damen denn?! Habe ich etwa ke wache hergebracht?“

„Sie das sagen von — mir“, lüchelte die abnloje Alte, bößlich gehmschelt. „Ich sein — Dame ..!“

Und, voller Entziden über diese (wenn auch reichlich späte) Anerkennung ihrer weiblichen und geschlechtlichen Vorläue die rasche Wirklichkeit anscheinend ganz verneinend, verwickelte sie mir dabei einen unangenehmen, sozialen Wirtensstich, der in den Augen Wirtengemeinthe womöglich wirklich den Eindruck machen konnte, als beständen vor mich was für vertrauliche Beziehungen zwischen uns.

Ich tritt in die Küche, fischte ein Zwaimarkstück hervor und steckte es ihr in die Hand.

„Hier — danke für Ihre Dienste,“ sagte ich, blak vor Born. „Aber nun scheuen Sie sich gefälligst zum Teufel! ..“ Ich wandte mich um.

Im Tür Rahmen stand noch immer die so schön verstaumte Wirtin.

Ihre Miene drückte tiefstes aufrichtiges Mitleid aus mit einem Menschen, der (unter ihren Augen) der Liebe so schwere Opfer gebracht hat, um schließlich dennoch darauf zu verzichten zu müssen, ihre letzten, geheimsten Wonne zu genießen.

Das Wassertropfen

Von Helene Wagner, Bruchsal

Den ganzen Tag hatte es geregnet, bis zum Abend. Da war ein frischer Wind gekommen, hatte Straßen und Dächer abgekühlt, hatte die nassen Häuserfassaden wieder getrocknet und ihnen am alten Aussehen verholten.

Als die Nacht herantam und die elektrischen Lampen allmählich aufkamen, hing da am stierlichen Ornamenten des vielverschiedenartigen eisernen Balkons ein Wassertropfen. Einmal, im leisen Winde bedächtig schaukelnd.

Es wurde das schöne Licht geparkt, das von der nahen Bogelampe herüberfiel. Und die Luft überlam es, sich mit dem goldenen Scheine zu schmücken, solett wogte es sich hin und her, nahm den schillernden Glanz in sich auf. Es leuchtete es gelb, wie ein mattfarbener Topas, dann blühte das sarte Grün des Smaragdes durch es hin. Das tiefe Blau des Saphires lag in ihm wie die Simmelsbläue im klaren See. Dann aber durchglühete es das feurige Dunkel des allerhöchsten Rubins. In dessen blutrotem Leuchten gelief es sich am besten. Es bewachte sich ein Weilschen nicht mehr. Wie still und regungslos wie ein hängendes Blutstropfenlein.

Doch mit einmal fürzte ein heftiger Aufzug über das Tröpfchen her. Schüttelte es, daß es seine Ruhe verlor und wieder alle Farbentöne in stürzigen Glitzern in sich spielen ließ. Ihm dachte, es sei der größte und kostbarste Diamant der Welt. So viel Feuer suchte durch es hin!

Und war doch nur ein armfelles Wassertropfen! Wirtin ins strahlende Dunkel taute plötzlich der mildeleise Wind mit einem so herben Stoß, daß das Tröpfchen erschrocken zusammenfuhr, seinen Halt verlor und aus höchstem Glanz hinaufstürzte in die dunkle Tiefe.

Nun lag die Nacht wieder dicker, traurig und nur matt durchschleut auf dem vielverschiedensten eisernen Balken mit dem stierlichen Ornamenten, an dem ein winziges Wassertropfen in Stolz und Freude ein kurzes traumhaftes Glück erlebt hatte.

Aus Welt und Wissen

Gibt es Menschen auf anderen Planeten? Da viele Leute immer wieder an die Möglichkeit des Daseins von Menschen auf anderen Planeten glauben, dürfte es interessant sein, zu erfahren, was Dr. Decker in dem neuesten Kosmosbändchen „Planeten und Menschen“ (Kosmos, Stuttgart, geb. 1.50 M geb. 2.40 M) darüber sagt. Wenn wir, schreibt er, unseren Blick abschärft haben für die Voraussetzungen und Möglichkeiten des Lebens überhaupt, wagen wir uns zuversichtlicher an die große Frage, ob auf fremden Himmelskörpern vernunftbeachtete Wesen leben, die gleich uns sich emporschieben haben aus der Welt des Lebendigen. Vielleicht tragen schon unsere nächsten Planeten, die Schiffsalgenpflanzen der Erde, die mit erdornem Licht so kräftig strahlend ihre Simmelsbahn ziehen, ihre Bewohner? Menschen gleich uns, von Fleisch und Blut, anderer Weisens und anderer Aussehens? Solche Menschen gibt es dort sicher nicht! Nirgendes! Denn der Mensch ist ein Kind der Erde. Sollte sich noch ein Planet finden, der zufällig dieselbe Größe, Masse, Dichte hat wie unsere Erde? Dieselbe Sonne in derselben Entfernung, dieselbe Erdbahn um die Sonne mit derselben Länge von Tag und Nacht und Jahr und demselben Wechsel der Jahreszeiten? Ein Planet, auf dem unter tausend Entwicklungsmöglichkeiten das Leben denselben Gang der Entwicklung genommen, aus dem ein einziger enger Weg in Jahrmillionen durch ganz besonders glückliche Zufälle zum Menschen geführt hätte? Es müßte jener edelsterne Stern nicht nur ein photographisches Abbild, er müßte dieselbe bildgetreue kinematographische Wiederholung unserer Erde sein, ohne die Freiheit geringster Abweichung. Wie unter Milliarden Menschen es noch nie zwei gegeben, die sich völlig, äußerlich und in ihrer Lebensführung gleichen, so unter den Millionen von weiterem Simmelskörpern, die nicht durch trennende Bildungsstufen miteinander verbunden sind, ganz gewiß nicht. Damit müssen wir einen „Menschen“ auf anderen Planeten endgültig beabsagen.

Warum sind die Reges braun? In früheren Jahrhunderten glaubte man, daß das Innere Afrikas unbewohnbar sei. Dieser Erdteil sei ganz ausgebrannt und ausgeleert. Die braune Hautfarbe des Regers, die man für Randbewohner